

A. v. Gumbel 67

# KOMMAGENE

Ein wiederentdecktes Königreich

Abbildungsnachweis:	
L. Carlowitz:	Abb. 30, 67, 72, 78, 79, 95
E. Dörner:	Abb. 73, 106
F. K. Dörner:	Abb. 3, 4, 6, 8, 11, 14b, 15, 17—19, 22—26, 28, 32, 34—36, 39—45, 52, 58—60, 64, 68, 74, 77, 81, 83—94, 96—102, 105, 107—117, 121, 122
S. Dörner:	Abb. 69
B. v. Freytag Löringhoff:	Abb. 76
W. Hoepfner:	Abb. 33, 37, 49 (Rekonstruktionen), 45a, 47, 51
Humann-Puchstein:	Abb. 16
S. Landois:	Abb. 7, 13, 38, 46, 63
K. Müller:	Abb. 1, 2, 5, 29 (Karten) (Abb. 5 nach Bulletin of the American Schools of Oriental Re- search 147, Oktober 1957, 6 Plan 1)
C. Rahn:	Abb. 10, 12, 14a, 21, 27, 50, 62, 65, 66, 70, 71
K. Rintelen:	Abb. 9, 20
M. Seubel:	Abb. 103, 104
J. Warnke:	Abb. 31, 53—57, 61, 75, 80, 82, 118—120
G. R. H. Wright:	Abb. 48 (Rekonstruktion)

## Inhalt

<b>Kommagene — eine Idee und ihre Verwirklichung</b> . . . . .	5
<b>Kommagene im Altertum — ein vergessenes Königreich</b> . . . . .	9
<b>Kommagene — ein wiederentdecktes Königreich</b> . . . . .	15
Der Nemrud Dağ — der Heilige Berg von Kommagene . . . . .	15
Die Entdeckung des Nemrud Dağ . . . . .	15
Das Hierothesion des Königs Antiochos I. von Kommagene auf dem Nemrud Dağ . . . . .	19
Neue Forschungen in Kommagene . . . . .	31
Arsameia am Nymphenfluß — die königliche Residenzstadt . . . . .	33
Die Entdeckung von Arsameia am Nymphenfluß . . . . .	33
Die Inschrift des Königs Antiochos I. für das Hierothesion seines Vaters, des Königs Mithradates Kallinikos von Kommagene . . . . .	39
Die bisherigen Ergebnisse der Ausgrabungen auf der Eski Kale . . . . .	53
Die Yeni Kale . . . . .	85
Ein Rollsiegel aus Arsameia als Zeugnis der frühesten Besiedlung . . . . .	98
<b>Kommagene heute — Impressionen von Land und Leuten</b> . . . . .	106
Von Eleonore Dörner	
Mit Alexej von Assaulenko an den Ufern des Nymphenflusses . . . . .	106
An der Schwelle des Paradieses . . . . .	108
Auf dem Nemrud Dağ (Gedicht) . . . . .	111
Römerbrücke (Gedicht) . . . . .	113
Leben und Tod (Gedicht) . . . . .	113
Steine sammeln und Steine zerstreuen . . . . .	114
Brautraub (Gedicht) . . . . .	116
Osmans Gärten . . . . .	123
Maultierritt (Gedicht) . . . . .	124
Bei der Dorfschneiderin . . . . .	136
Anatolische Wanderung (Gedicht) . . . . .	141
<b>Aus meinem kommagenischen Tagebuch</b> . . . . .	142
Von Katharina von Assaulenko	
<b>Der Maler Alexej von Assaulenko</b> . . . . .	149
Von Christian Jenssen	
<b>Der Bilderzyklus „Kommagene“ von Alexej von Assaulenko</b> . . . . .	152
Verzeichnis der Bildfolge . . . . .	147
Der Bilderzyklus (Tafel 1—52) . . . . .	152

## Kommagene heute — Impressionen von Land und Leuten

Von Eleonore Dörner

## Mit Alexej von Assaulenko an den Ufern des Nymphenflusses

Unruhe bringt unser Ausgräberlager in die stille Landschaft. Unser Jeep steht nicht nur friedlich und vielbewundert unter dem Laubdach der dörflichen Garage neben der Moschee, nein, er fährt mehrmals am Tag staubaufwirbelnd und dröhnend die steil gewundenen Pfade zwischen der Stadt und dem Dorf herauf und herunter. Aus den Ruinen der Mamlukenburg donnert der Schutt auf Rutschbahnen in die Tiefe. Hacken und Spaten, von hundert fleißigen Männerfäusten geschwungen, klirren und rütteln in dem harten Boden.

Auch das Zeltlager liegt nicht ruhig und verlassen, wenn die wissenschaftlichen Mitarbeiter mit Kartentaschen und Frühstücksbeuteln in die Ausgrabungsplätze gezogen sind. Die Schreibmaschine klappert im Büro, die Patienten kommen zur Sprechstunde des Doktors angeritten und ganze Scharen von Kindern, die Eier oder Tomaten, Maulbeeren oder Nüsse verkaufen wollen, erscheinen verschämt lächelnd am Kücheneingang. Das Feldtelefon schrillt und meldet Besucher. Besonders in der 40 Kilometer entfernten Kreisstadt ist der Ausflug in unser Lager, so malerisch und kühl am Wasserfall gelegen, der Fischfang in dem klaren Fluß, das Picknick unter dem Feigenbaum und die Besichtigung der Ausgrabungen ein beliebtes Sonntagsprogramm geworden. Der Lehrer findet sich ein mit einem tragbaren Transistorgerät und der Familie seiner Braut, der Tierarzt bewundert mit Frau, Schwägerin und Schwester bei einem Glas Tee die Aussicht von unserer Speiseveranda, während die lieben Kleinen neugierig in die Zelte einzudringen versuchen. Der Bankdirektor mit seinem Freundeskreis lagert nicht mehr malerisch auf Kissen und Kelims, sondern erbittet unsere europäischen Gartenstühle für eine Siesta und eine Gruppenaufnahme. Selbst der Landrat — der Kaymakam — erscheint mit dem amerikanischen Konsul, Offizieren und Verwaltungsbeamten nebst den dazugehörigen Damen, was sogar unsere Küchenmannschaft in Verwirrung setzt. Soll man die Gäste nun angemessen türkisch oder europäisch begrüßen und bewirten? Wir improvisieren eine Mischung: Wasser aus der Quelle, türkischen Tee in kleinen Gläsern und Bahlsen-Kekse aus Hannover zur Begrüßung, später deutschen Kartoffelsalat mit westfälischen Würstchen für die fremden und gefüllte Paprikaschoten für die einheimischen Feinschmecker. Kommen zu den Gästen die deutschen Mitarbeiter staubig und hungrig aus der Grabung zurück, sind Waschräume und Duschen, Schattenterrassen und Teetische vollbesetzt mit fröhlich lärmenden Menschen.

Wo findet sich in diesem Wirbel eine Oase der Stille für unseren Maler? Wo ist noch dazu der ideale Platz, der unter dem gleißend blauen Himmel Schatten spendet, ohne die Aussicht zu behindern?

Jeden Abend wird die Einteilung für den nächsten Tag besprochen. Ach, der Geologe fordert den Jeep an und der Architekt das Maultier, der Vorgeschichtler wünscht den Besuch des Grabungsleiters in seinem Abschnitt, und der Bürgermeister des Ortes muß dringend in die Stadt fahren. Hätten wir doch für jeden Teilnehmer einen Wagen und einen Chauffeur und außerdem noch ein Maultier und einen Treiber für die schlechten Wege! Traurig hört der Künstler, daß der Jeep für die Stadtfahrt bestimmt wird. „Wenigstens ein unabhängiges Maultier!“ ruft er flehend.

Alexej von Assaulenko ist der erste am Frühstückstisch, innerlich ungeduldig auf die Aufgabe des Tages, strahlt er doch immer Frohsinn und Energie aus. Eine frischpräparierte Leinwand, die gereinigten Pinsel, ein Malkasten, Palette, Feldstühlchen, ein Sonnenschirm, eine Feldflasche mit dem geliebten „kara çay“, dem schwarzen Tee, Zigaretten und Vitamintabletten bilden sein gewohntes Gepäck. Frau von Assaulenko trägt Buch und Schreibzeug in der Hand. Vom Morgen bis zum Abend sitzt sie zuschauend oder lesend neben dem in seine Arbeit vertieften Künstler, um mit ihm das Erlebnis seiner Entdeckung zu teilen und auf seine Bequemlichkeit zu achten. Manchmal werde ich gebeten, das Ehepaar zu begleiten. Ich kann dank meiner Sprachkenntnisse die Vorüberkommenden höflich zum Weitergehen auffordern oder ein Kind mit einer Botschaft ins Dorf absenden.

Nur im Lager wirbelt die Aufbruchstimmung des Sommermorgens. Kaum klettern wir die Schlucht zu der Brücke herab, dort, wo sich der Fluß noch quirlend durch die Felsen zwängt, dem wartenden Maultier entgegen, breitet sich wieder die Stille der Frühe um uns. Fast hätten wir Lust, uns gleich unterhalb des Lagers am Ufer des Flusses niederzulassen, dicht an einem großen Maulbeerbaum, von dessen Ästen eine Tierhaut, gefüllt mit Milch, an Seilen herabhängt, die zwei buntgekleidete Frauen im gleichen Rhythmus hin und herstoßen, um Butter zu gewinnen. Aber nein, hier ist das Licht des Vormittags nicht günstig, wir müssen am Abend wiederkommen. Rasch versuche ich nur, die eine der beiden Bäuerinnen zu bewegen, sich am nächsten Morgen in ihrer malerischen Tracht im Lager einzustellen, damit Herr von Assaulenko sie malen kann. Sie kichert und schüttelt den Kopf, Geld und gute Worte scheinen vergeblich. Da biete ich meine rote Schürze; es ist das Stück meiner Garderobe, das alle Frauen im Dorf am meisten bewundern. Jetzt siegt die Begehrlichkeit über die Furcht, und das junge Mädchen verspricht zu kommen. Mit vielem Winken verabschieden wir uns und besteigen, ermuntert von dem Erfolg am frühen Morgen, die Maultiere. Die Malutensilien trägt uns ein flinker, dienstwilliger Junge, dem das Laufen bergan nicht so schwer fällt wie später das lange Sitzen und Warten.

Meine Blicke gleiten über die Felsenhalden, hinauf zu dem armseligen Dorf und zu der ernstesten Burgruine. Die Landschaft ist mir nun schon lange vertraut, und doch bewegt sie mich von neuem jeden Tag durch ihre strenge Schönheit. Was mag in dem Maler vorgehen? Mit anderen Augen sieht er Formen und Gestalten, mit Augen, die ständig sichten und entscheiden, anders wie bei uns Gedankenmenschen, die wir oft achtlos an den schönsten Ausblicken vorüberreiten. An welcher Stelle wird er heute absteigen und dem Anruf der Berge standhalten? Wie wird er dem Pinsel sein inneres Erleben, den Zusammenklang der Farben, des Lichtes und die Weite des Raumes übertragen?

Eifrig trippeln unsere Maultiere an den Hütten des Dorfes vorüber auf dem holprigen Pflaster bis zu dem Brunnen an der Moschee, aus dem wir sie trinken lassen. Hier unter den Pappeln, mit dem Blick auf den wildzerklüfteten Burgberg, hat der Maler gestern gearbeitet, aber heute drängt es ihn aus den Häusern hinaus, den Berg hinunter an den glitzernden Fluß, der jetzt die Enge der Berge verlassen hat und durch ein grünes Tal in einem breiten Geröllbett dem Euphrat zuströmt. Weinberge und Gärten breiten sich an seinen Ufern, und die Bauern begleiten uns mit ihren kleinen Eselchen, um die Felder in der Flußniederung zu bestellen. Frauen kommen aus dem Schatten der Rebstöcke und tragen uns in ihren Schürzen dunkelblaue, süße Trauben entgegen. Langsam reiten wir das Flußtal entlang, einmal auf bebuschtem Pfad, dann wieder durch das kühle flache Wasser. Unser Maultiertreiber und der Junge plantschen lachend und spritzend neben uns her, die weiten bauschigen Hosen heraufgeschoben. Als wir dann einen Platz im Baum Schatten mit dem Blick auf den mächtigen Gebirgsstock des Nemrud Dağ gefunden haben, alle Geräte aufgestellt und ausgebreitet, uns mit einer Tasse Tee gestärkt haben, fällt auch

der letzte Rest von Unruhe und Nervosität von uns ab, die uns bei der Suche nach dem idealen Standort erfüllten. Leicht war es nicht, bevor das Licht allzu mittäglich wurde. Mit raschen Schritten hat Alexej von Assaulenko immer wieder eine Uferböschung erklettert oder eine Flußbiegung überquert, ehe er sich zum Bleiben und zum Malen entschied.

Nun ist es beschlossen, und er läßt die Umgebung in sich eindringen. Wir sitzen auf unseren Feldstühlchen, den Fluß zu unseren Füßen, und sehen in das große Berg- und Himmelstheater hinein. Während ich mich entspannt und zufrieden dem Schauen hingabe, beginnt für den Maler die große Anstrengung, die entscheidende Arbeit des Tages. Seine Blicke scheinen die Höhenlinien und Farben festzusaugen, nach minutenlanger Stille hebt sich die rechte Hand, und der weiche Kohlenstift gleitet rasch und sicher über die weiße Leinwand. Aber kaum erscheinen die Umrisse der Landschaft, da greift er schon zu Pinsel und Palette. Zu sehr bedrängen ihn die Eindrücke, treiben seine Hand rastlos voran und lassen ihn die nächste Umgebung vergessen. Erst nach einer Stunde lehnt er sich zurück, lächelt, bittet um Tee, zündet sich eine Zigarette an und erklärt uns Anlage und Ziel seines Bildes. Jetzt, da der erste Beginn gewagt ist, weiß er, daß er die richtige Wahl für diesen Tag getroffen hat und daß er es vollenden wird, wie es schon in ihm Gestalt gewonnen hat. In gleichmäßigem, ruhigem Schaffen gehen die Stunden weiter.

Wenn ich an den Sommer im Ausgrabungslager denke, so steigen diese Tage, die so still und glücklich verrannen, vor mir auf, da ich miterleben konnte, wie ein Kunstwerk entsteht. Wir alle haben gerne photographiert, mit einem Ausruf der Begeisterung hielten wir unsere Kamera dem großen Landschaftspanorama entgegen, entzückt drückten wir auf den Auslöser, wenn Kinder, Ziegenherden oder gepackte Eselchen uns entgegenkamen. Momentaufnahmen — vorüber — und einer neuen Momentaufnahme entgegen. Dem Kunstwerk ist der Stempel von Andacht und Stille aufgeprägt; nicht nur einen Augenblick erfaßte es der Maler und gab es optisch genau der Leinwand zurück. Die Himmelsbläue, der sonnenüberstrahlte Felsen, das weite Flußtal spiegelten sich in dem reinen Kristall seiner Künstlerseele und wurden funkelnd zurückgeworfen, so daß jeder, der dem Bild entgentritt, meint, er schreite in sein eigenes, staunendes Erlebnis.

#### An der Schwelle des Paradieses

Seit Jahrtausenden sind die Menschen aus dem Paradies vertrieben. Nur als sehnsüchtige Erinnerung lebt es in ihrem Gedächtnis, als ein Ort, da sie mit der Natur, mit den Bäumen, Pflanzen und Tieren als Geschöpf unter Geschöpfen in Harmonie und Eintracht lebten.

Seit sie sich die Erde untertan machten, ihr Brot im Schweiß ihres Angesichts aßen, haben sie versucht, einen Abglanz des verlorenen Paradieses in ihren Gärten, Parks und Palästen nachzubilden. Aber nie ist es ihnen gelungen, diese vollkommene Harmonie der äußeren Schönheit und des inneren Friedens wiederzufinden.

Wo hat nun dieses Paradies gelegen? Man sagt, zwischen Euphrat und Tigris, in einer Landschaft, die heute keineswegs mehr zu den paradiesischen Landschaften der Erde gezählt wird. Und doch wird es der Forschung immer deutlicher, daß von diesem Raum aus die Menschen zuerst begonnen haben, Getreide zu säen und zu ernten, Viehwirtschaft zu treiben, Vorräte zu sammeln und Häuser zu bauen. Aus den Ebenen des Euphrat zogen die Völker und Heerscharen herüber nach Kleinasien und zur Mittelmeerküste.

In unserer Zeit hat diese große alte Völkerstraße ihre Bedeutung verloren, der Seeweg nach Indien, die Eisenbahn und der Suezkanal entthronten die einst so heiß umkämpften Euphratübergänge; und die hohen Gebirgstäler, aus denen die reißenden Gebirgsbäche in das große Flußtal herunterströmen, liegen einsam und vergessen an der Schwelle des Paradieses.

Schon einige Jahre lang versuchen wir, die geschichtliche Vergangenheit dieses vergessenen Erdenflecks zu ergründen. Noch immer sind die gewaltigen Felsen für die meisten Menschen stumme, für uns beredete Zeugen seiner großen Geschichte. Denn auf den Bergalden erhoben sich Göttertempel; Inschriften und Statuen standen auf den Gipfeln und an heiligen Prozessionswegen und kündigten die Religion und die Gesetze der herrschenden Könige. Menschenhände, Sturm, Frost und Hitze vermochten sie nicht vollends zu zerstören. Wir können an Brand- und Schuttspuren erkennen, daß immer wieder feindliche Heere und Räuberhorden die blühenden Anwesen vernichteten und die ehemals großen Wälder rodeten. So verödete das einst so fruchtbare Land, und heute ruhen die Stätten der Menschen unter dem Schutt ihrer Trümmer, unter der Ackererde und unter Steinen.

Winzig klein liegt unser Ausgräberlager auf einer riesigen Geröllhalde neben dem immer rauschenden Gießbach. Das terrassenförmig ansteigende Gelände bietet Schlafzelten und Küche, Schreibstube und Wasdraum einen geschützten, geräumigen Platz. Zwischen den einengenden Felsmassiven schimmern ferne Bergzüge. Auf der Bergterrasse uns gegenüber breitet sich das Dorf aus. Seine Häuser, aus dem Stein der Felsen gebaut, mit Holz und Reisig flach gedeckt, heben sich in Farbe und Form kaum von den Felsenklippen der umliegenden Hänge ab. Selten können wir von unserem Lager aus einmal Leben zwischen den Häuserwürfeln erkennen. Während der Hitze bleiben Frauen und Kinder zwischen ihren dicken, lehmverputzten Mauern, während ihre Männer in unserer Ausgrabung arbeiten und die Halbwüchsigen mit den Herden in den Bergen herumziehen. Nachts schlafen alle auf den flachen Dächern, kein Lichtschimmer dringt mehr aus dem Inneren des Hauses. Aber schon in der frühesten Morgendämmerung verrichtet man die dringlichsten Arbeiten. So ertönt beim ersten Hahnenschrei ein gleichmäßig glucksendes Geräusch im Dorf: die Bäuerinnen buttern die Milch in dem Schlauch aus Ziegenhaut, der wie eine Schaukel zwischen zwei Pfosten aufgehängt und rhythmisch geschüttelt wird.

Unserem Lager zu Füßen wölbt sich eine mittelalterliche, steingefügte Brücke, wie Spitzenfiligran von unserer Höhe aus anzusehen. Man könnte einen ganzen Tag damit verbringen, nur um zuzuschauen, wie Menschen und Tiere den Felspfad herunterpilgern und als bunte, belebende Pünktchen über den hohen Brückenbogen wandern: Männer in weiten dunklen Beinkleidern mit hellen Hemden, die ihre holzbeladenen Eselchen vorantreiben, Frauen in geblühten Gewändern, die über roten oder blauen Hosen mit breiter Schärpe gegürtet werden. Meist tanzt die Spindel beim langsamen Gehen in ihrer braunen Hand. Sie tragen vier lange, banddurchflochtene Zöpfe über den Rücken herab, unbedeckt, wenn sie noch nicht verheiratet sind, und mit einem weißen Schleier, sowie die Heirat vollzogen wurde. Aber er verhüllt nicht ihre Stirn wie die der Frauen in den Städten, sondern fällt nur als lose Umrahmung des Gesichtes von einem bunten, turbanartigen Kopfputz herunter. Wie lange werden sie noch bleiben, die alten, malerischen Trachten? Schon haben die meisten der Männer das bunte gestickte Käppchen mit der häßlichen Schirmmütze vertauscht. Im flatternden Hemdchen springen die Kinder fast genauso flink wie ihre Ziegen neben der Herde her und treiben sie schön hintereinander über die schmale steinerne Brückenbahn. Drüben angekommen, klettern alle wieder erneut in die Höhe und verteilen sich auf den felsigen Bergpfaden.

Wölbt sich über dem ockerfarbenen Gestein der klarblaue Himmel, schimmert unter der Brücke der rote Oleander, stürzt der Wasserfall mit weißer Gischt unter den grünen Feigenbäumen zur Mühle herab, so könnte man meinen, hier dem verlorenen Paradies ein Stück näher gekommen zu sein. Noch hat der Mensch die Natur nicht vergewaltigt und verändert. Der Fluß spendet den Durstigen Erquickung und den Gärten an seinem Ufer Nahrung, ohne durch chemische Abwässer verunreinigt zu sein. Kein Fabrikschornstein, kein Hochhaus macht seinen Anspruch neben den Bergspitzen geltend. Kein Industrielärm zerreißt die Stille, kein Rauch und Qualm verunreinigt die Gebirgsluft.

Und doch trägt der Schein; denn selbst in dieser so friedlichen Landschaft sind Neid, Zwietracht und Haß eingekehrt. Da streiten Brüder um ihr Erbe, Nachbarn um ihre Äcker, Kinder um eine Topfscherbe. Schmutz und Fliegen rufen Krankheiten und Geschwüre hervor. Arzt und Richter wohnen stundenweit entfernt. So greift man zur Selbsthilfe, bespricht das kranke Glied, quacksalbert an ihm herum und sühnt ein Vergehen durch Blutrache, die wie ein schweres, unumgängliches Verhängnis auf den dörflichen Familien lastet.

Seitdem wir in unserem Ausgräberlager wohnen, sind wir Hauptgesprächsthema und Hauptanziehungspunkt für die ganze Gegend geworden. Mit Freuden greifen die Männer zu der anfallenden, regelmäßig bezahlten Arbeit, ob es mit Hacke und Schaufel im Grabungsgelände, ob es als Maultiertreiber beim Wasser- und Nachschubtransport oder als Koch im Zeltlager ist. Denn viele von ihnen sind arm und daher gezwungen, wochen- und monatelang in die Städte zu wandern, um dort als Transport- oder Hafenarbeiter, als Schuhputzer oder Handlanger Geld zu verdienen, damit sie ihre Steuern bezahlen und ihre Kinder ernähren können.

Merkwürdig und absonderlich erscheinen ihnen die Sitten der Fremden, die mit einem Jeep und vielen unbekanntem Gegenständen anreisen, die nicht nach Gold wühlen, sondern an einem Stein, der mit rätselhaften, geritzten Zeichen bedeckt ist, oder an einem alten Mauerzug die sonderbarste Freude bezeigen. Aber allmählich begreifen sie die eigentliche Absicht, ja, es gibt nicht wenige, die bei einem schönen Fundstück, an einer Plastik und an einem Relief die Begeisterung der Ausgräber teilen und um so eifriger weiterarbeiten.

Das Vertrauen steigt, und es spielen sich die rührendsten Szenen vor unserem kleinen Schreibbüro ab. Mustafa erbittet einen Vorschuß, da er seine Frau verloren hat und unbedingt für seine verwaisten Kinder und sein ödes Hauswesen eine neue kaufen muß. Ja, kaufen. Denn der Vater, der ihm seine Tochter gibt, verliert dadurch eine wertvolle Kraft in seiner eigenen Wirtschaft, und je mehr ein Mädchen von Haus- und Feldarbeit versteht, je besser sie spinnen, weben und nähen kann, je angesehener die Stellung ihres Vaters im Dorf ist, um so höher muß der Bewerber bieten.

Osman bringt uns ein Zicklein als Festbraten; wir haben seinen alten Vater ins Krankenhaus gebracht und ein gutes Wort beim Doktor für ihn eingelegt. Die Kranken, das ist überhaupt so ein besonderes Kapitel. Seit die Leute wissen, daß wir eine Kiste mit Verbands- und Heilmitteln im Lager stehen haben, scheuen sie den weiten Weg zur städtischen Krankenstation um so mehr. Immer wieder kommen sie und flehen um Hilfe, wenn ein Mann von einem Maultier geschlagen, ein Säugling von Milchschorf und eine Großmutter von Gallenkoliken befallen wurde. Schwer ist es zu erklären, daß wir keine Poliklinik, sondern nur bei akuten Fällen zur ersten Hilfe gern bereit sind.

Da stürzt ein Hirtenjunge angstvoll schreiend herbei: Ein elfjähriges Mädchen ist von einer Schlange gebissen worden. Schon schleppt es die Mutter keuchend auf dem Rücken zu uns ins Lager. Der Fuß ist bereits dick geschwollen, das Gesichtchen totenblaß vor Schrecken. Immer wieder senkt mein Mann die Spritze mit dem Behring-Serum um die

Bißwunde ein; aber er wagt die Behandlung ohne den Arzt doch nicht durchzuführen. In der Mittagsglut — 42 Grad im Schatten — hetzt er mit langen Schritten über die kleine Brücke dem Dorf zu, wo der Jeep in einem Schuppen steht. Die arme, geängstigte Mutter mit dem wimmernden Kind auf dem Rücken müht sich, ihm zu folgen. 30 km schlechte Gebirgsstrecke müssen sie im rüttelnden Wagen zurücklegen. Immer wieder wird der abgebundene kleine Fuß etwas gelockert, massiert und dem Kinde dabei aus einer mitgenommenen Flasche Milch eingeflößt. Noch ein Aufenthalt: Das Auto bleibt in einem tiefen Flußgraben stecken. Zum Glück sind Hirten in der Nähe, die beim Anschieben helfen. Endlich ist die kleine Stadt erreicht, der Arzt wird aus der Mittagspause herausgeholt, noch einmal spritzt er das Serum und legt dann Mutter und Kind in ein Krankenzimmer. Tage-lang ist das ganze Bein noch blau geschwollen, aber endlich ist das Kind gerettet.

Trotz aller Schönheit sind wir doch nur an der Schwelle des Paradieses, auf der der alte Widersacher, die Schlange, sich erhebt: „Du wirst ihr den Kopf zertreten, und sie wird dich in die Ferse stechen.“

#### Auf dem Nemrud Dağ

Weißer Malven am Felsgestein,  
Ritt zu den himmlischen Thronen,  
Fort von den Hütten, den Herden im Tal  
Zum Berg, wo die Götter wohnen.

Rings erstarrten die Felsen zum Meer,  
Das drohend den Gipfel umbrandet,  
Fest umschließt er des Königs Grab,  
Von heiligen Bildern umwandet.

Still gelassen blicken uns an  
Die großen steinernen Züge.  
Längst erlosch ihres Reiches Glanz,  
Zerbrochen in Haß und Lüge.

Riefen die alten Götter uns her  
Aus grauem gestaltlosem Norden?  
Sucht ihre Botschaft den Widerhall,  
Sind sie einsam geworden?



Abb. 81 Die römische Brücke über den Chabinas, erbaut am Ende des 2. Jh. n. Chr.



Abb. 82 Kühne Konstruktion des Brückenbogens

### Römerbrücke

Eine flinke Ziegenherde kommt den Pfad entlanggezogen  
 Über braunverbrannte Erde zu dem hohen Brückenbogen.  
 Tief verborgen im Gebirge spannt er sich seit Römerzeiten  
 Und verbindet Dörfer, Städte in den ungeheuren Weiten.  
 Hirten, Bauern, fremde Krieger schritten über diese Steine  
 Unter heißen Sonnenbränden und im milden Sternenscheine.  
 Keiner kennt mehr ihre Namen, keiner weiß die Zahl zu sagen,  
 Keiner kann die Last ermessen, die die Brücke je getragen.  
 Nur die Inschrift auf den Säulen nennt den Kaiser, der sie baute,  
 Der mit kühnem, hartem Blicke fernes Zukunftsland erschaute.

### Leben und Tod

Das Leben ist heute vorübergeritten  
 Auf schmalen Felsweg über unserm Haus.  
 Die Ziegen liefen trippelnd, und inmitten  
 Ein dunkles Maultier griff bedächtig aus.  
 Trug Mutter und Kind in leuchtend buntem Gewand,  
 Ein großer Mann, den Hirtenstab in der Hand,  
 Kam hinter ihnen geschritten.

Der Tod ist heute vorübergeritten,  
 Er hielt eine Sense und senkte das Haupt.  
 Wohl ungerufen, taub auf alle Bitten,  
 Kommt er zu holen, was ihm Gott erlaubt.  
 Wir schließen die Tür, wir schlafen im Sternenlicht,  
 Kommt Leben, kommt Tod, wir wissen es nicht  
 Zu denen, die viel gelitten.

## Römerbrücke

Eine flinke Ziegenherde kommt den Pfad entlanggezogen  
 Über braunverbrannte Erde zu dem hohen Brückenbogen.  
 Tief verborgen im Gebirge spannt er sich seit Römerzeiten  
 Und verbindet Dörfer, Städte in den ungeheuren Weiten.  
 Hirten, Bauern, fremde Krieger schritten über diese Steine  
 Unter heißen Sonnenbränden und im milden Sternenscheine.  
 Keiner kennt mehr ihre Namen, keiner weiß die Zahl zu sagen,  
 Keiner kann die Last ermessen, die die Brücke je getragen.  
 Nur die Inschrift auf den Säulen nennt den Kaiser, der sie baute,  
 Der mit kühnem, hartem Blicke fernes Zukunftsland erschaute.

## Leben und Tod

Das Leben ist heute vorübergeritten  
 Auf schmalem Felsweg über unserm Haus.  
 Die Ziegen liefen trippelnd, und inmitten  
 Ein dunkles Maultier griff bedächtig aus.  
 Trug Mutter und Kind in leuchtend buntem Gewand,  
 Ein großer Mann, den Hirtenstab in der Hand,  
 Kam hinter ihnen geschritten.

Der Tod ist heute vorübergeritten,  
 Er hielt eine Sense und senkte das Haupt.  
 Wohl ungerufen, taub auf alle Bitten,  
 Kommt er zu holen, was ihm Gott erlaubt.  
 Wir schließen die Tür, wir schlafen im Sternenlicht,  
 Kommt Leben, kommt Tod, wir wissen es nicht  
 Zu denen, die viel gelitten.

## Steine sammeln und Steine zerstreuen

Kinderspiel und Männerernst gehen in dieser gnadenlosen Landschaft ineinander über. Der karge Felsenboden, tobende Stürme, wasserarme Durststrecken unter der glühenden Sonne haben die Bewohner zu Zähigkeit und Härte erzogen. Ein jahrhundertaltes feudalistisches Wirtschaftssystem unter einer absolutistischen Regierung bis in das 20. Jahrhundert herein, die an nichts anderem als an einem hohen Steuereinkommen und kräftigen jungen Burschen für den Soldatennachwuchs interessiert war, machte sie zu gleichgültigen, ja mißtrauischen Staatsbürgern. Trotzdem sind sie freier als in den Städten. Kleider und Gerätschaften besitzen sie kaum, aber dafür bewohnt jede Familie ihr eigenes, wohlgefügt, steinernes Haus, Wohnräume mit festen Wänden für den Winter, eine offene Wohnhalle für den Sommer und im unteren Stockwerk die Stallungen für die Tiere. Von dem großen Sommerraum schweift der Blick durch die beiden Holzsäulen, die das flache Dach tragen, weit hinaus in die gewaltige Gebirgslandschaft. Hier spielt sich über Tag das Leben der Familie ab. In der hinteren Wand ist der Herd mit der breiten Esse eingelassen, auf dem die Hausfrau die Mahlzeit kocht, während die kleinen Kinder um sie herumkrabbeln und spielen. Der Säugling, den sie bei jedem Ausgang in einem breiten Tuch über ihrem Rücken trägt, schläft zu Hause in einer Wiege, die von der Decke herabhängt. Alle Säcke, Decken und Matten im Haus sind selbst gesponnen und gewebt. Die großen Ziegenherden liefern die Wolle, unermüdlich tanzt die Spindel in den Händen der Frauen und Mädchen, die es auch geschickt verstehen, einen Webstuhl im Freien aufzuschlagen und darauf breite bunte Streifen in altüberlieferten Mustern zu fertigen. Weiße wollne Strümpfe stricken sie für die Männer und runde Käppchen in leuchtendem Rot und Gelb als Sonnenschutz für das dunkle lockige Haar. Rasch wachsen somit die kleinen Mädchen in die Pflichten einer ernsthaften Wirtschaftshilfe hinein. Nur kurz sind ihre Kinderjahre, in denen sie mit den Buben zusammen hinter den Ziegen springen, lachen und tollen dürfen. Sehr bald schon schleppt die kleine Schwester den ganzen Tag das Brüderchen auf dem Rücken herum, und das runde Kindergesicht wird schmal und ernst. Mit 15 Jahren heiratet oft ein Mädchen.

Das Essen besteht fast täglich aus Bulgur, einem Graupenbrei. Im Sommer liefern die Gärten Zwiebeln, Tomaten, Gurken und Kürbisse, dazu gibt es im Herbst Trauben und Feigen und nur an besonderen Feiertagen einen Ziegen- oder Hammelbraten. Den Buben wird schon früh ein verantwortungsvolles Hirtenamt auferlegt. Dabei werden sie behende, zäh und hellwach. Von früh an teilen sie in dem gemeinsamen Wohnraum die Gespräche und Sorgen der Erwachsenen. Sie kennen keine Kinderspielstube und kein Kinderspielzeug. Ein großer Pädagoge bezeichnete einmal den Baukasten und den Ball als die grundlegenden Beschäftigungsspiele des Kindes. Nie sind hier solche Luxusgegenstände in ein Haus gekommen. Aber jedes Kind braucht nur um sich zu greifen, und die Natur selbst bietet ihm die Elemente, die ihm in seinen frühen Kinderjahren Ball und Baukasten und in den späteren Lebensjahren Waffe und Verteidigung bedeuten: Steine!

Hier in diesem Lande, in dem noch die Erde bebt, in dem die Felsen starren und Steine die Äcker bedecken, wird das Wort des Propheten für uns Gestalt: „Du Elende, über die alle Wetter gehen, und du Trostlose! Siehe, ich will alle deine Steine wie einen Schmuck legen!“ Auch die anderen Worte der Heiligen Schrift, die von den Steinen sprechen, erscheinen uns in einem neuen Licht, wenn wir inmitten von Steinen und nicht in den feuchten, grünen Niederungen Norddeutschlands leben. Betrachten wir die Worte des Herrn, so sehen wir immer wieder, daß er in seiner bildhaften Sprache zu den Grundelementen des menschlichen Lebens führt und daß daher auch häufig von den Steinen die Rede ist.

Wie ergreifend ist das Wort: „Welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet um Brot, der ihm einen Stein biete?“ Oder er wiederholt das Wort des Psalmisten: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein worden.“

Aus Steinen werden hier noch heute die Feldmauern, die Wegböschungen, die Straßen, Brücken und Häuser gefügt. Ein Stein befestigt, ein Stein erhöht, ein Stein öffnet und ein Stein verschließt. Vor allem kann man ihn werfen! Im hohen Bogen fliegt er in den Fluß, gegen den Felsen, aber auch dem Gegner an den Kopf. Welch eine furchtbare, ausgesuchte Todesart schien mir als Kind die Steinigung in der biblischen Geschichte zu sein! Hier aber wird sie zur selbstverständlichen Grausamkeit; man braucht sich ja nur zu bücken und aufzuheben. Auch davon wußte Jesus, als er sprach: „Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie.“

Die Kinder meistern die Steinschleuder, daß es einem den Atem verschlägt. Sie treffen die Vögel und Früchte im Baum; sie holen damit die Nüsse herunter und zerknacken sie mit ihren blitzenden weißen Zähnen. Als wir sie warnen und sagen: „Macht euch nicht die Zähne kaputt; womit wollt ihr als alte Männer die Nüsse zerknacken?“, da lachen sie und antworten gleichmütig: „Mit einem Stein!“ Ihr Urbild ist der Hirtenknabe David, der den Riesen Goliath mit seiner Steinschleuder zu Boden streckte. Früher spielten auch in unserer Heimat die Steine eine größere Rolle als heute im Zeitalter der technischen Waffen und Geräte, wie es sich noch im Märchen und Heldenepos widerspiegelt: Gunnar und Siegfried werben im Sprung und mit dem schweren Stein um Brünhild; der listige Hirtenjunge des Grimmschen Märchens übertölpelt den Riesen, wenn er statt eines Steines einen weichen Käse in seiner Hand zerdrückt.

Vor allem fällt uns immer wieder das Wort aus Uhlands schwäbischer Kreuzzugsballade ein: „Viel Steine gab's und wenig Brot!“ Wie ist es möglich, daß auf diesem steinigen Boden Frucht und Korn gedeiht? Wie finden die großen Ziegenherden in diesem braunen Geröll noch immer die harten grünen Gräser und Sträucher? Sehr viel leichter ist es jedenfalls hierzulande, Steine als Geld zu sammeln, und so kreisen die Gedanken der Menschen leider immer wieder um das fluchbeladene Gold. Die Zeiten des Tauschhandels sind vorüber. Die Steuern, der Arzt, der Advokat und der Kaufmann wollen bar bezahlt werden. Das Hauptproblem aber, das früh im Leben der Männer auftaucht, ist der Erwerb einer Frau, die Gründung einer Familie. O glückliches Deutschland, wo einem der Schwiegervater zu der Tochter noch eine Aussteuer dazu gibt, nichts für sich dabei fordert, sondern höchstens auf einen angemessenen Lebensstandard für die zukünftige junge Frau dringt. Hier in der östlichen Türkei verlangt er viele Tausend Pfund, die er zwar oft großmütig dem jungen Paar in Wäsche und Gerätschaften wiederschenkt, aber doch zunächst von dem heiratslustigen jungen Mann als runde Summe einfordert. Je angesehener die Familie der Auserwählten, je geschickter sie selbst ist, um so höher steht sie im Kurs. Zwischen 5000 und 8000 Türkische Pfund muß der Bräutigam für sie zahlen. „Woher sollen wir so viel Geld nehmen?“ seufzen die jungen Leute mit den starken Armen, mit den heißen Herzen, aber mit dem schmalen Geldbeutel. Ja, wenn einem reichen alten Bauern die Frau stirbt — und das kommt bei der schweren Arbeitslast und den vielen Geburten, die den Frauen auferlegt sind, gar nicht so selten vor —, dann nimmt er den jungen Burschen das hübsche junge Mädchen einfach vor der Nase weg; denn ihm fällt es ja leichter, den hohen Preis zu zahlen. Wenn die Eltern und Brüder dem Heiratslustigen nicht helfen, weder Vettern noch Onkel Geld borgen wollen, so bleibt ihm in der Verzweiflung nur eins übrig: der Brautraub. Doch nur, wenn er der Liebe des Mädchens sicher ist, darf er die Tat wagen; denn viel steht dabei für ihn auf dem Spiel. Können sich beide Gegenparteien nach vollendeter Entführung nicht in Güte miteinander einigen und einen geringeren Kaufpreis

aushandeln, so tritt die Blutrache in ihre Rechte, die ihren dunklen Schatten über das Leben der Bewohner wirft. Denn nun ist das Mädchen entehrt. Würde sie der Vater auch dem Entführer wieder entreißen, so würde kein anderer Mann ihm je den geforderten Brautpreis zahlen. Höhnisch sagte uns ein junger Bursche: „Er muß mit allem zufrieden sein, auch wenn man ihm einen toten Hund vor seine Türe wirft.“

Also wird aus der offenen Steinschlacht der Buben ein heimlicher, bis zum Äußersten erbittert geführter Vernichtungsfeldzug. Vergeblich versucht der Staat das alte männliche Gewohnheitsrecht zu brechen und die Beteiligten zu strafen. Die Familien schützen den Rächer ihrer Ehre. Sie verbergen ihn vor den suchenden Gendarmen in den Schlupfwinkeln der Berge und stecken ihm Warnungen und Nahrung zu. Gelingt es der Polizei, einen solchen Mörder zu fangen und ins Gefängnis zu bringen, verliert er dadurch bei seinen Dorfgenossern keineswegs an Ansehen. So lebt nach achtjähriger Strafverbüßung in unserer Nachbarschaft „der Doppelmörder“, der in einem kurzen Gefecht die beiden Entführer seiner Schwester tötete. Wegen guter Führung wurde ihm der Rest der Zuchthausstrafe erlassen; nun lebt er unangefochten, ja mit einer Märtyrerglorie umgeben in seinem väterlichen Besitz, und seine Freunde tragen perlengestickte Amulette, Taschen und Bänder, die er hinter den Gefängnismauern anfertigte.

Nach einem harten, arbeitsreichen Leben decken nur wenige schwere Steine das schmale Grab der Toten in einem öden Felsengarten. Aber über diesem armseligen Rest des menschlichen Daseins erhebt sich in stolzer Höhe das Wahrzeichen des Landes, die steinerne Grabpyramide des kommagenischen Königs Antiochos. Unvorstellbar fleißige Hände haben den Felsen in kleinste Stücke zerschlagen, die zerstreuten Steine wieder gesammelt und zu einem Denkmal geordnet, das die Jahrtausende überdauert hat, zu dessen Füßen die steinernen Götter und die königlichen Tiere sitzen und über die erloschenen Altäre regungslos bis in die Ebene des Euphrat hinunterschauen.

#### Brautraub

Warte im Schatten der Felswand am Wasserfall heute verstohlen,  
 Warte, ich komme noch spät mit den Krügen, um Wasser zu holen,  
 Binde die bunten Lappen dem Maultier unter die Hufe,  
 Daß der Klang seiner Tritte den Vater, die Brüder nicht rufe.  
 Fülle die Taschen am Sattel mit Brot, mit Früchten und Futter,  
 Lang wird die Flucht in die Berge und fern vom Herd meiner Mutter.  
 Bot auch der Ungeliebte den Eltern vieltausend Pfunde,  
 Kalt läßt die Werbung mich, mein Herz ist mit Dir im Bunde.  
 Wage den heimlichen Raub, wenn alle im Schlafe liegen,  
 Hoch zu den Höhlen im Fels, wo einsam die Adler fliegen.  
 Nimm das Gewehr von der Wand, es geht um Leben und Sterben,  
 Wage den heimlichen Raub, und wenn wir alle verderben.



Abb. 83 Bauer mit Holzpflug vor dem Karakuş



Abb. 84/85 Eine Kralle aus Ochsenhaut erleichtert die Arbeit beim Ernten mit der Sichel

aushandeln, so tritt die Blutrache in ihre Rechte, die ihren dunklen Schatten über das Leben der Bewohner wirft. Denn nun ist das Mädchen entehrt. Würde sie der Vater auch dem Entführer wieder entreißen, so würde kein anderer Mann ihm je den geforderten Brautpreis zahlen. Höhnisch sagte uns ein junger Bursche: „Er muß mit allem zufrieden sein, auch wenn man ihm einen toten Hund vor seine Türe wirft.“

Also wird aus der offenen Steinschlacht der Buben ein heimlicher, bis zum Äußersten erbittert geführter Vernichtungsfeldzug. Vergeblich versucht der Staat das alte männliche Gewohnheitsrecht zu brechen und die Beteiligten zu strafen. Die Familien schützen den Rächer ihrer Ehre. Sie verbergen ihn vor den suchenden Gendarmen in den Schlupfwinkeln der Berge und stecken ihm Warnungen und Nahrung zu. Gelingt es der Polizei, einen solchen Mörder zu fangen und ins Gefängnis zu bringen, verliert er dadurch bei seinen Dorfgenossern keineswegs an Ansehen. So lebt nach achtjähriger Strafverbüßung in unserer Nachbarschaft „der Doppelmörder“, der in einem kurzen Gefecht die beiden Entführer seiner Schwester tötete. Wegen guter Führung wurde ihm der Rest der Zuchthausstrafe erlassen; nun lebt er unangefochten, ja mit einer Märtyrerglorie umgeben in seinem väterlichen Besitz, und seine Freunde tragen perlengestickte Amulette, Taschen und Bänder, die er hinter den Gefängnismauern anfertigte.

Nach einem harten, arbeitsreichen Leben decken nur wenige schwere Steine das schmale Grab der Toten in einem öden Felsengarten. Aber über diesem armseligen Rest des menschlichen Daseins erhebt sich in stolzer Höhe das Wahrzeichen des Landes, die steinerne Grabpyramide des kommagenischen Königs Antiochos. Unvorstellbar fleißige Hände haben den Felsen in kleinste Stücke zerschlagen, die zerstreuten Steine wieder gesammelt und zu einem Denkmal geordnet, das die Jahrtausende überdauert hat, zu dessen Füßen die steinernen Götter und die königlichen Tiere sitzen und über die erloschenen Altäre regungslos bis in die Ebene des Euphrat hinunterschauen.

#### Brautraub

Warte im Schatten der Felswand am Wasserfall heute verstohlen,  
 Warte, ich komme noch spät mit den Krügen, um Wasser zu holen,  
 Binde die bunten Lappen dem Maultier unter die Hufe,  
 Daß der Klang seiner Tritte den Vater, die Brüder nicht rufe.  
 Fülle die Taschen am Sattel mit Brot, mit Früchten und Futter,  
 Lang wird die Flucht in die Berge und fern vom Herd meiner Mutter.  
 Bot auch der Ungeliebte den Eltern vieltausend Pfunde,  
 Kalt läßt die Werbung mich, mein Herz ist mit Dir im Bunde.  
 Wage den heimlichen Raub, wenn alle im Schläfe liegen,  
 Hoch zu den Höhlen im Fels, wo einsam die Adler fliegen.  
 Nimm das Gewehr von der Wand, es geht um Leben und Sterben,  
 Wage den heimlichen Raub, und wenn wir alle verderben.



Abb. 83 Bauer mit Holzpflug vor dem Karakuş



Abb. 84/85 Eine Kralle aus Ochsenhaut erleichtert die Arbeit beim Ernten mit der Sichel



Abb. 88 Mittagessen der Ausgräber im Schatten des Maulbeerbaumes



Abb. 86/87 Unermüdlich fährt der Dreschschlitten mit dem Großvater auf der Tenne im Kreise



Abb. 89 Willkommene Essenspause nach harter Arbeit in der Ausgrabung



Abb. 90 Kühles Quellwasser aus der Kürbisflasche



Abb. 91a Beim Brotbacken



Abb. 92 Der Leitbock



Abb. 91b Zu jeder Mahlzeit frisches, warmes Brot, von den Arbeitern selbst zubereitet



Abb. 93 Kleine Helfer im Garten

## Osmans Gärten



Abb. 94 Ein lebendes Spielzeug



Abb. 95 Lockvögel im Käfig

Seit drei Monaten hat es nicht mehr geregnet. Der glühende Wind bläst den feinen braunen Staub durch alle Ritzen und Löcher. Die Felder sind abgeerntet und liegen dürr und verlassen unter dem gleißenden Sonnenlicht. Aber Tag und Nacht rauscht der unversiegbare Quell aus dem Felsen hervor. Doppelt geheimnisvoll scheint uns sein Ursprung, da der Himmel keinen Regen und keine Wolken sendet. Aus welchen unergründlichen Tiefen quillt dieses zauberhafte Geschenk der Natur, immer kühl, immer frisch und Leben spendend? Denn wo Wasser fließt, ist auch in dieser ausgebrannten Landschaft Leben. Als Gießbach stürzt die Quelle über die Felsenklippen dem rauschenden Fluß tief unten in der Schlucht entgegen und treibt die Räder der Mühle im Vorbeieilen. Täglich führt sie mit ihren Quellgeschwistern dem Flußbett neues Wasser zu, so daß sich an den Ufern Pappeln im Winde wiegen und grüne Gärten ausbreiten. Aber nur wenige Meter vom Flußlauf entfernt hat der Mensch den Kampf mit der Trockenheit aufgegeben. Einst soll hier die Landschaft viel, viel fruchtbarer gewesen sein. Wälder aus Zedernholz und goldene Ackerfelder bedeckten die Vorgebirge des Nemrud Dağ. Die Herrscher in antiker Zeit faßten den Quelltopf und führten sein Wasser in gepflasterten breiten Rinnen ihrer Residenzstadt und ihren Gärten zu. Vor 2000 Jahren, rühmte der König Antiochos von Kommagene, habe jedes Haus eine Wasserleitung besessen. Heute zerstäuben viele tausend Liter ungenutzt im Wind.

Doch der alte Osman wußte den Segen wieder neu einzufangen, wenn er auch die Arbeit ohne Geld, ohne mechanische Hilfsmittel, ohne hilfreiche Mitarbeiter begann. Unverdrossen leitete er einen strömenden Quellarm um eine Felsnase und über einen Felsensteig. Täglich stapft er mit bloßen Füßen die Wasserrinne entlang, schiebt hier einen neuen Stein zum Schutz der Rinne ein oder entfernt Zweige und Erdbrocken, die den Wasserlauf hemmen. Geht man den Weg zum nächsten Dorf durch den mahelnden Staub, so ahnt man nicht, daß Osman wenige Meter tiefer in jahrelanger, mühseliger Arbeit einen Garten Eden geschaffen hat. Mit Hacke, Spaten und einer von uns geborgten Schubkarre fing er sein Werk an, terrassierte den Hang, baute schützende Mäuerchen, las die ungezählten Steine von der Erde, durchwühlte, lockerte und tränkte sie mit dem zugeleiteten Quellwasser. Wohlgeordnete Reihen von Paprikapflanzen, Aubergines, Kürbis, Melonen und Bohnen bedecken die einstmaligen kahlen Flächen. Obstbäume tragen reiche Frucht, Reben ranken an den Mäuerchen entlang. Wie ein unermüdlich schaffender Erdgeist wirkt Osman unter seinen Pflanzen. Nachts bepackt er sein Eselchen mit schweren, vollen Obstkörben und wandert neben ihm im Mondschein her, Stunde um Stunde, 30 km, bis er am anderen Morgen in der Stadt angekommen ist und dort seine Früchte verkaufen kann.

Am Sonntag besuchen wir ihn. Durch das Gebüsch schlängelt sich ein kleiner Pfad, der von dem Hauptweg abzweigt und in das Flußtal herunterführt. Aus den kleinen, reisiggedeckten Lehmhütten, die fast unsichtbar am Hang kleben, treten Frauen und Kinder zögernd heraus und folgen uns scheu in gemessenem Abstand. Osmans Familie ist in den Jahren fleißiger Arbeit, wetteifernd mit den Pflanzen und Bäumen, gewachsen. Vier mannbare Söhne, zwei davon verheiratet mit eigener Kinderschar, führen den Reigen an. Zweimal verwitwet und zum drittenmal mit einer noch jungen Frau verheiratet, die ihm wiederum drei kleine Kinder schenkte, lebt Osman als geachtetes Oberhaupt in seiner Sippe. Als wir ihn nach der Gesamtzahl seiner Nachkommen fragen, schüttelt er lächelnd den Kopf. Sie alle ernährt er mit seiner Hände Arbeit. Die Knaben sind noch mit der Herde unterwegs, die Kleider der kleinen Mädchen leuchten wie Blumen zwischen den Büschen. Allmählich werden sie zutraulicher. Die Frauen bringen bunte Kelims und gewebte Kissen-

polster, damit wir uns im Schatten der Bäume niederlassen und ausruhen können. In den Zweigen rauscht der Nachmittagswind, die grauen Felsspitzen und der blaue Himmel wölben sich über dem Grün der Gartenterrassen. Die Söhne und Töchter bringen riesige flache Kupferschalen, gefüllt mit Trauben, Feigen und Birnen; sie tragen Wasser in verzinnnten Näpfen zum Trinken und Händewaschen herbei. Oben am Weg kommen die Freunde und Nachbarn entlang. Wir rufen und winken sie herbei, so daß wir nun in einem großen fröhlichen Kreis zusammensitzen. Alle greifen mit beiden Händen in den verlockenden Obstsegen, aber er nimmt kein Ende. Immer wieder wird die große Schüssel neu gefüllt. „Hier ist es wie im Paradies“, sage ich zu Osman, und er sieht mich ernsthaft an: „Wo Menschenhände fleißig an der Arbeit sind, vermögen sie das Paradies zu schaffen“, gibt er zur Antwort.

#### Maultierritt

Felsensteine übersteigt der schmale Huf,  
 Tastet sicher an den steilen Hängen,  
 Trägt uns wiegend auf dem harten Sattel  
 Über Täler, Flüsse zu den fernen Bergen.  
 Gleißend fällt das Licht auf weiße Gipfel,  
 Silbern schäumt der Fluß durch graue Klippen,  
 Grüne Pappeln, grüne Rebengärten  
 Säumen seine Ufer in der Tiefe.  
 Singend geht das Kind vor unsern Tieren,  
 Kennt die Wege, kennt die Dörfer alle,  
 Führt uns durch die sonndurchglühten Weiten  
 Zu dem Schattenplatz an einer kühlen Quelle.  
 Welten enden hier und Märchen werden Wahrheit,  
 Bunte Frauen bringen Obst auf Schalen,  
 Männer sitzen ernst und still im Kreise,  
 Und ein Hirte spielt auf der Schalmei.



Abb. 96 Unser Gastgeber bereitet persönlich den Tee zur Begrüßung zu



Abb. 99 Freude und Stolz der Familie  
ist das jüngste Kind

Abb. 100 Ländliche Schönheit



Abb. 97/98 Den ganzen Tag ist die Hausfrau mit dem Zubereiten der Mahlzeit  
für die Gäste beschäftigt, die es sich gut schmecken lassen



Abb. 101 In der offenen, kühlen Wohnhalle steht die Wiege



Abb. 102 Auch bei einem kleinen Schwatz ruht die Spindel nicht



Abb. 103 Wenn die Mutter den Teig für die Brotfladen ausrollt, fällt auch eine Kostprobe für Emine ab



Abb. 104 Es gehört viel Geschick und tägliche Übung dazu, den Fladen über der offenen Herdflamme zu wenden



Abb. 105 Der Weber bei der Arbeit



Abb. 107 Schon von Vater und Großvater hat der Meister das Handwerk des Webens erlernt



Abb. 106 Die Frauen holen das Wasser noch in schönen Kupfergefäßen



Abb. 108 Durch rhythmisches Stoßen wandelt sich die Milch in der Tierhaut in frische Butter



Abb. 109 Die Lochstickerei der bunten Mützen verlangt eine besondere Kunstfertigkeit



Abb. 110 Die langen Kettfäden für die bunten Kelim werden im Freien aufgeschlagen



Abb. 113/114 Die kleinen Mädchen scheinen Kamm und Bürste zu fürchten; sind sie größer und wollen den Männern gefallen, so flechten sie ihr dunkles Haar mit bunten Bändern und schwarzen Troddeln in viele Zöpfe



Abb. 111 Autoreifen liefern billige Schuhsohlen für den Dorfschuster



Abb. 112 Der gewalkte Hirtenmantel schützt im Sommer vor der Sonnenglut und wärmt im Winter



Abb. 115 Der Wintervorrat, Birnen- und Apfelschnitze, werden zum Dörren ausgebreitet



Abb. 116/117 Keiner spielt mit dem Schwesterchen so schön wie der große Bruder

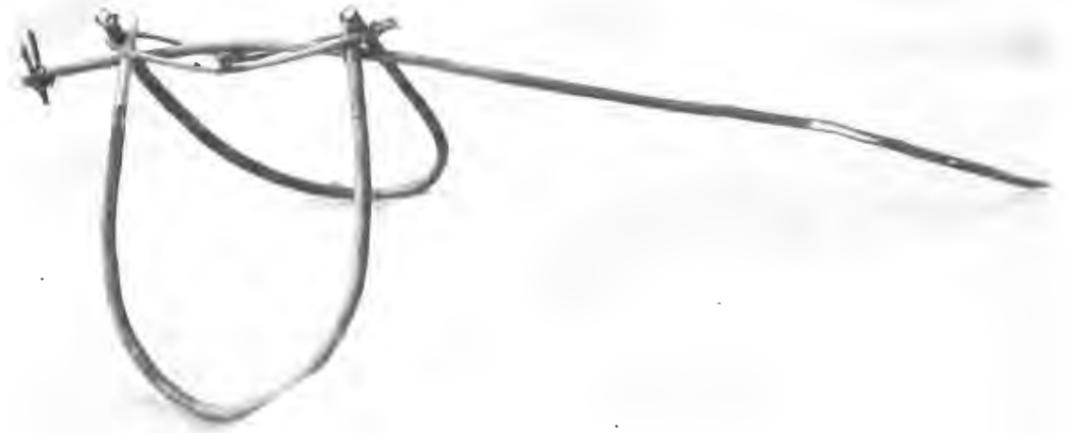


Abb. 118 Im Dorf gibt es kein Spielzeug zu kaufen, aber die Kinder freuen sich ebensowohl an dem selbstgebastelten Steckenpferd



Abb. 119/120 Jedes Mädchen strickt für die Hochzeit einen Vorrat an weißen Wollstrümpfen mit kunstvollen Mustern

## Bei der Dorfschneiderin

Wie das Wetter auch sein mochte, ich war für dieses Land nicht richtig angezogen. Wenn der Sturm an unseren Zeltstangen rüttelt, die Tische und Regale mit einer braunen Staubschicht überzieht, so ist das nicht eine belebende Nordseebrise, sondern ein heißer, ausdörrender Gluthauch aus den Ebenen Mesopotamiens. Unmöglich, in einem Sommerkleid von Stein zu Stein zu springen, wenn der Wind das leichte kurze Fähnchen wie einen Luftballon aufbauscht. Unmöglich in einer Landschaft der östlichen Türkei, wo sich die Frauen sitzsaftig lang gekleidet tragen. Aber wie soll man sich bei 40 Grad im Schatten trotz lebhafter Luftbewegung in langen Hosen wohlfühlen? Sie kleben mir am Körper, und ich lasse mich erneut im leichten Sommerkleid behaglich in den Liegestuhl fallen, nachdem ich die lange Hose ins Zelt zurückgetragen habe. Mißbilligend sieht mein Mann zu mir herüber. Ich bin nämlich nicht allein auf der schattigen Felsterrasse. Im weiten Kreis um mich herum sitzen in steifer Würde türkische Gäste, das Teeglas in der Hand. Keiner von ihnen ist die Gesellschaft einer Frau mit bloßen Beinen gewohnt. Ängstlich ziehe ich meine spärlichen Stoffmassen möglichst weit zu den Knöcheln herunter. Das ist außerdem noch ein wichtiger Schutz gegen die ständige Fliegen- und Mückenplage. Kaum sitze ich bequem, da wird aus der Küche meine Hilfe erbeten. Vorsichtig suche ich in möglichst schicklicher Haltung den Liegestuhl wieder zu verlassen, aber mit dem festen Entschluß, die Kleiderfrage auf andere Weise zu lösen.

Wenn ich von unserem Zeltplatz herüber auf die steinigten Gebirgswege sehe, die sich den Hang entlangschlängeln, so könnte ich die Bäuerinnen beneiden, die in der landesüblichen traditionellen Kleidung wind-, sonnen- und staubgeschützt neben ihren schwerbeladenen Eselchen einherpilgern. Unter einem weiten Kattunkleid mit langen Ärmeln und farbiger Schürze bauschen sich knöchellange, bequeme, bunte Pluderhosen. Über dem Haar liegt ein weißes Tuch, das mit einem dunklen, geknoteten Schal festgehalten und unter dem Kinn eingesteckt wird. In dieser Tracht — sie mag nicht vorteilhaft, aber bequem sein — kann man sich mühelos bücken, auf das Maultier steigen und im Wind spazieren gehen, ohne sich etwas von seiner Würde zu vergeben. Warum sollte ich nicht auch dazu übergehen? Morgen werden wir Stoff kaufen!

Früh sind wir mit dem Jeep zur Stadtfahrt aufgebrochen. Im ersten Sonnenstrahl schimmert der erhabene Gipfel des Nemrud Dag, das heilige Grabmal des kommagenischen Königs Antiochos, vor 2000 Jahren errichtet, wie eine feurige Kegelspitze über dem Bergmassiv. Viele Kilometer davon entfernt trifft der gleiche Sonnenstrahl den Grabhügel der königlichen Frauen. So liegt noch immer die Landschaft unter dem Wahrzeichen der großen königlichen Ahnen. Jedesmal bewegt uns der Anblick der weiträumigen Gebirgszüge, die sich zur Euphratebene hin im Morgendunst verlieren.

Als wir in der kleinen Kreisstadt eintreffen, hat dort schon reges Leben und Treiben begonnen. Bereits um einhalb sieben Uhr in der Frühe sitzen im Teehaus Gäste, und man serviert uns einen heißen, belebenden Tee. Während mein Mann anschließend den Bankdirektor aufsucht, habe ich Zeit, die bunten Stoffballen in dem weitgeöffneten Stoffladen von Osman zu durchmustern. Da gibt es dicke rote und blaue Barchentstoffe für den Winter, hellgemusterte und geblünte Baumwolle für den Sommer, rosa und hellblaue Seide zum Festkleid, Nessel, bestickte Tücher und gewirkte Leibbinden. Natürlich wähle ich lange und umständlich; denn das Vergnügen, in einem türkischen Laden einzukaufen, habe ich selten. Mein Mann kommt zurück und ist mit meiner Wahl einverstanden. Ja noch mehr, auch er ist die europäische Kleidung leid. Als er sich mit seinem Photoapparat in Augenhöhe eines antiken Reliefs auf den Boden kniete, riß die ganze Naht der engen Hose auf.

So entscheidet er sich, bei Osman einen festen Hosenstoff zu kaufen und sich daraus die landesübliche weite Hose mit dem in der Mitte eingesetzten Keil arbeiten zu lassen. Eine Damenschneiderin soll es in dem kleinen Dorf, unserem Ausgräberlager benachbart, geben. Es ist die Schwiegertochter des Hoca (islamischen Geistlichen), die im Besitz einer Nähmaschine und ungewöhnlicher Kunstfertigkeit ist. Aber der Herrensneider wohnt gleich bei Osman um die Ecke und wird das Wunder vollbringen, die gewünschte Herrenhose in 1—2 Stunden mit Taschen, Gummibanddurchzug und allem sonstigem Drum und Dran abzuliefern. Arbeitslohn: 2 DM. Wirklich, nachdem wir noch andere Besorgungen auf der Post und in verschiedenen Läden erledigt haben, hält uns Osman triumphierend das fertige Stück entgegen, neben ihm lächelt bescheiden der wohlverfahrene Herrensneider.

Am anderen Tag ist mein Mann mit einigen Mitarbeitern schon seit der Frühe zu einem weiten Ritt unterwegs. Als ich um 7 Uhr in die Küche komme, ist bereits Besuch da, Ali, der Sohn des Hoca. Wir trinken Tee, sprechen über das Wetter, über die Gesundheit seiner Kinder und über die schönen Früchte seines Gartens. Erst nach einer halben Stunde rückt er mit seinem eigentlichen Anliegen heraus. Er habe gehört, ich hätte in der Stadt Stoff gekauft und möge doch den ganzen Tag in sein Haus kommen, damit seine Frau Maß nehmen könne. Ich versuchte, möglichst liebenswürdig, die Einladung noch hinauszuzögern; denn ich habe es übernommen, für ein gutes Abendbrot Sorge zu tragen, damit die Herren etwas vorfinden, wenn sie, müde vom Ritt, zurückkommen. Aber die Diener versichern mir eifrig, sie würden gut allein mit allem fertig. Ali stellt mir mit bewegten Worten die Strapazen des Weges vor, wenn ich ihn nicht gleich antrete, sondern warte, bis er im glühenden Sonnenschein liegt.

So lasse ich mich nicht lange bitten und, begleitet von den anderen beiden Damen des Lagers, wandere ich voller Neugierde zum dörflichen Schneideratelier. Unsere Fotografin freut der Ausflug besonders; denn sie hofft, daß die Frauen, wenn sie mit uns ohne unsere Männer zusammentreffen, ihre Schüchternheit ablegen und sich photographieren lassen. Bisher ist es ihr nicht gelungen, ein Gruppenbild zu erhaschen. Standen bei ihrer Ankunft die Frauen und Kinder auch neugierig vor der Tür ihres Hauses, so verschwanden sie doch immer blitzartig, sowie sie die Kamera erblickten. Als wir uns dem Dorf nähern, bieten sich uns die malerischsten Ausblicke. Terrassenförmig ziehen sich die lehmbräunen, kubischen Häuserwürfel den Hang hinauf. Im unteren Stockwerk des Gebäudes liegen die Stallungen, darüber in der Mitte eine offene Wohnhalle, an die sich der Schlafraum und Vorratsräume seitlich anschließen. Bunt und lässig stehen Frauen und Kinder an die Türpfosten gelehnt. Ihnen ist die gewaltige Aussicht auf den wildgezackten Burgberg, auf das enge Flußtal und den schäumenden Gießbach nichts Ungewohntes mehr, während wir immer wieder bewundernd stehenbleiben. Scheinbar wird die vor uns liegende Gebirgslandschaft, in Wahrheit die seitlich liegende Häuserterrasse photographiert, was wir durch geschickte Ablenkungsmanöver zu vertuschen suchen.

Es ist ganz schön warm geworden, als wir am Dorfbrunnen ankommen; denn auch in der Nacht sinkt das Thermometer kaum unter 30 Grad. Aber es soll noch viel heißer werden! Ali bittet uns, nicht hier am Brunnen zu trinken, sondern einen Trunk Wasser in seinem Haus zu genießen. Wirklich sind es bis dahin nur noch ein paar Schritte. Wir klettern die Stufen, die zu dem Wohnstockwerk führen, hinauf und treten in die nach vorn geöffnete Wohnhalle. In der gegenüberliegenden Wand ist eine Esse eingebaut, unter der das Herdfeuer glimmt. Der lehmgestampfte Fußboden ist sauber gefegt, an der Seite liegen in selbstgewebten groben Säcken Korn und Graupen, an den Wänden hängen Schnüre und Geräte. Der anschließende Wohnraum hat seitlich unter den Fenstern eine erhöhte Bank, auf der für uns Polster und Teppiche ausgebreitet werden. Mitten im Raum steht der Stolz

der Familie, die Nähmaschine, mit einem Stuhl davor. In dem dicken Mauerwerk sind Nischen eingelassen, die buntbemalte Kästen und Truhen beherbergen. Die Männer nehmen auf einer Strohmatten im Zimmer Platz, wir Gäste machen es uns auf der Fensterbank bequem. Man darf sich darauf ungeniert räkeln, kann sitzen, hocken oder liegen, wie es einem am bequemsten ist.

Auch hier währt es lange, bis wir zu dem eigentlichen Anliegen kommen. Vorerst ist die Schneiderin nur Hausfrau. Mit einem großen Schlüsselbund öffnet Ali umständlich die eine der Truhen, entnimmt ihr Tee und Zucker und verschwindet damit in die Küche. Seine Frau aber bringt uns schon klares, kühles Wasser in runden Zinnschüsselchen. Langsam kocht währenddessen im Herdraum das Teewasser, und die Stube füllt sich mit neugierigen Nachbarinnen und Kindern. Verstohlen sehen wir auf die Uhr und überlegen, wie lange wohl die Anprobe bei solch zeitraubendem Vorspiel dauern wird. Als wir unseren Tee getrunken haben, fühlen wir uns in Schweiß gebadet, aber das Hauptvergnügen liegt ja noch vor uns. Zögernd frage ich endlich, ob es wohl möglich wäre, mir ein Kleid zu nähen. Sofort springt der Hausherr auf, öffnet die allergrößte Truhe und zieht ein gelbseidenes und ein blauseidenes Gewand heraus. Unter viel Gelächter ziehen wir genierten Mitteleuropäerinnen in den Herdraum und zwängen uns in die lange, steife Pracht. Alle Anwesenden bewundern uns laut, als wir wieder in die gute Stube zurückkehren. Mit ernstem und unbewegtem Gesicht mustert mich die Meisterin. Wie sich später herausstellt, hat sie mit richtigem Augenmaß, ohne ein Meterband anzulegen, erkannt, wo das Modellkleid mit meinen Körpermaßen nicht übereinstimmt. Der Brustumfang muß weiter sein, die Taille tiefer sitzen, der Rock kann kürzer geschnitten werden. Schon greift sie zu meinem Stoff und zu einem Ungetüm von Schere. Ritsch-ratsch hat sie einen langen Streifen abgerissen, das wird offensichtlich der Volant für meinen Rock. Prüfend hält sie einen Augenblick eine Stoffbahn an meine Hüfte, dann rast die Schere durch die ganze Stofflänge. Inzwischen spricht Ali der Nähmaschine zu, d. h. er nähert sich ihr mit einer gewaltigen Kneifzange und einer schmierigen Ölkanne. Ächzend dreht er an einigen Schrauben, und wirklich, das gehorsame Instrument beginnt dröhnend zu rattern. Und nun beginnt ein gemeinsames Werk der beiden Ehegatten, bei dessen Anblick sich jeder gewissenhaften deutschen Schneiderin alle Haare sträuben würden. Ali fängt an, die Rockbahnen zusammenzunähen, ohne dazu Stecknadeln oder Heftfäden zu benutzen, während seine Frau die Blussteile zuschneidet. Wupp — ist er fertig und holt aus der Zaubertruhe Knäuel von bunter Zackenlitze hervor, aus denen wir leuchtend grüne wählen. Dann setzt sich seine Frau an die Maschine und beginnt, ebenso wie er, ohne jede Vorarbeit jetzt aber die schwierigeren Teile zu kurbeln. Die Litzen werden zur Zierde in kunstvollem Hin und Her aufgesteppt, das Miederteil wird eingearbeitet, dann legt sie den Rock geschickt in Falten, während sie ihn zugleich an das Oberteil annäht. Nur einmal noch bittet sie mich, heranzutreten, um die Ärmellänge zu prüfen. Geschickt und rasch werden Ärmel mit Manschetten und wieder mit Zackenlitze genäht und die Ärmel mit der Riesenschere ausgeschnitten. Wir brauchen nur dazusitzen und zu staunen.

Nach 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden ist das Kleid fertig und die Schneiderin verwandelt sich in die Hausfrau zurück, während Ali die ersten Arbeiten an der Pluderhose vornimmt. Wieder überschlagen wir heimlich, daß wir bei diesem Arbeitstempo in einer Stunde als stattliche Bäuerin gekleidet den gastlichen dumpfen Raum verlassen können. Aber wir haben die Rechnung ohne unseren Wirt gemacht; denn jetzt naht ein geehrter Gast, der ihn nötigt, seinen Schneidersitz zu verlassen und von neuem das feierliche Zeremoniell der Teezubereitung zu beginnen. Seine Frau ist indessen mit dem Mittagessen beschäftigt. Immer wieder entschuldigte sie sich, daß sie kein Huhn geschlachtet hat. Aber auch ohne das

zaubert sie in kurzer Zeit ein sehr leckeres sommerliches Gericht auf dem primitiven Herd: Tomaten, Zwiebeln, Paprika werden zusammen geschmort und ein Ei darüber geschlagen. Dazu gibt es frischen Joghurt und dünnes Fladenbrot. Alle Speisen richtet sie wieder in runden Zinntellern und -schüsselchen an und serviert sie uns auf einem großen Kupfertablett, das zwischen uns auf die Fensterbank geschoben wird. Den einzigen Stuhl stellt sie für die Photographin davor. Das kleine Töchterchen bringt Wasser vom Brunnen. Wir essen sehr bedächtig, damit uns der Schweiß nicht zu sehr ausbricht, und lassen natürlich von dem reichlich Gebotenen noch einen Rest stehen. Die Familie des Gastgebers hat in der Küche gegessen, allmählich setzt sie sich wieder zu uns auf die Strohmatten, während wir etwas beunruhigt zur Nähmaschine herüberschielern. Wird die Hose heute noch fertig werden? Die Zeit verrinnt. Endlich kommt uns der erlösende Gedanke: die Photographin sitzt ja auf dem zum Nähen so notwendigen Stuhl! Als sie aufsteht und ihren früheren Sitz auf der Fensterbank einnimmt, ergreift Ali begeistert von neuem seinen Schneiderschemel und macht sich eifrig ans Werk. Nur das Durchziehen der Gummikordel, das besorgt wieder seine Frau. Sechs Stunden einschließlich Mittagessen und Teetrinken haben genügt, um ein fertiges Damenkostüm herzustellen.

Gar nicht schnell genug kann ich in die neuen Sachen hineinschlüpfen. Groß ist die Freude der Zuschauer, als ich vor dem kleinen Spiegel stehe und die Großmutter mir noch dazu das Schleiertuch mit den silbernen Pailletten um den Kopf legt. Natürlich muß ich nun mit allen weiblichen Anwesenden zusammen photographiert werden. Das Vertrauen ist gewonnen, die Freundschaft geschlossen, und langsam und gemessen wandere ich zurück zum Lager, an allen Dorfhäusern vorbei, bestaunt und begrüßt von den gleichgekleideten Frauen in den Haustüren. Auch im Lager glauben alle zuerst, eine Frau aus dem Dorf sei zu Besuch gekommen. Kleider machen Leute!



Abb. 121/122 Allmählich verdrängt der Motor die Karawane; umso malerischer erscheint uns ihre Silhouette am weiten Himmel von Kommagene

### Anatolische Wanderung

Seine schmalen Kinderfüße wandern durch den grauen Staub,  
 Durch die Steppen Anatoliens, über Disteln, dürres Laub.  
 Vor ihm zieht die Karawane, schwer bepackt mit bunter Last,  
 Steht die Sonne hoch am Himmel, lagert sie zu kurzer Rast.  
 Alle drängen zu der Quelle, hin zum Schatten und zur Ruh.  
 Mütter stillen ihre Kinder, decken sie mit Tüchern zu.  
 Und mit dunklen, ernsten Augen sieht der Knabe alles an.  
 Bild um Bild wird zur Erfahrung, daß er später führen kann.  
 Stärker werden seine Arme, sicher wird sein leichter Schritt,  
 Und die zögernden Gefährten reißt sein fester Wille mit.  
 Weiter zieht die Karawane, eingehüllt in grauen Staub,  
 Durch die Steppen Anatoliens, über Disteln, dürres Laub.